

Liselotte Welskopf-Henrich

Über den Missouri

Die Söhne der Großen Bärin

Band 6



EULENSPIEGEL
Kinderbuchverlag

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Mit einem Nachwort von Erik Lorenz

ISBN 978-3-359-02293-0

© 2010 Eulenspiegel Kinderbuchverlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
unter Verwendung einer Illustration von Peter M. Hoffmann

Eulenspiegel · Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Neue Grünstr. 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Eulenspiegel Kinderbuchverlags
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlag.de

Der Gefangene

Weihnachten und die Sonnenwende waren längst vorüber. Die Tage wurden schon länger als die Nächte, aber die Kälte, die erst spät mit voller Strenge eingesetzt hatte, wollte nicht weichen, und die Bewohner der rauen Prärien erwarteten noch schwere Schneefälle. Die kleine Blockhausstation am Niobrara lag einsam und verlassen. Auf dem Turm hielt Pitt in Pelzkleidung Wache. Ohne viel Aufmerksamkeit schaute er über die hügelige, steppenartige Landschaft, über Sand und kurzes Gras, über den seichten Fluss und die von Frühjahrs- und Herbstwassern abgefressenen Ufer, hinein in den Wirbel von Schneekristallen und Sandwehen. Dabei fiel ihm der Tag ein, an dem er zum ersten Mal zu dieser Vorpostenstation in der Prärie geritten war. Auch damals war es dem Kalender nach schon Frühling, auch damals hatte es aber noch gestürmt. Pitt sagte zu sich selbst, dass er in dem abgelaufenen Jahr sowohl auf Fort Randall am Missouri als auch auf diesem kleinen Fort am Niobrara wahrhaftig mehr Schlechtes als Gutes erlebt habe. Er wollte den Dienst so bald als möglich aufgeben und hinüberreiten zu der Agentur der neuen Dakotareservation. Vielleicht gab es dort ein besseres Auskommen für einen kleinen Mann. Red Fox, erfahrener Präriejäger und Gauner, hatte dem Stummelnasigen in dieser Richtung Hoffnungen gemacht.

Während Pitt den ereignislos und ungefährlich gewordenen Wachdienst versah, saß Capt'n Anthony Roach im Kommandantenzimmer und ging ebenfalls seinen Gedanken nach, die sich mit denen des kurznasigen Pitt in einigem trafen. Auch Roach wollte dem Niobrara so bald als möglich den Rücken kehren; er hoffte auf die Versetzung in eine angenehme Garnison im Hinterland, nachdem er seine Pflichten im Indianerkrieg vorzüglich erfüllt zu haben glaubte.

Anthony Roach trug, wie er das immer zu tun pflegte, eine tadellos sitzende, fleckenlose Uniform. Sein Gesicht war glatt, die Nägel waren gepflegt. Der Capt'n lehnte sich zurück und konnte dabei wieder feststellen, dass der Armstuhl, den er sich hatte anfertigen lassen, genau zu seiner Figur passte. In der Rechten hielt er ein aufgeschlagenes Notizbuch, mit der Linken nahm er die Zigarre vom Mund. Er beugte sich vor, um sie im Aschenbecher auszudrücken, und wandte seine Aufmerksamkeit ganz den Notizen zu. Ein Bleistift, nach dem er griff, erschien ihm zu stumpf, er legte ihn weg und suchte sich einen anderen, Marke Faber, aus.

Als er eben neue Anmerkungen zu machen gedachte, rüttelte der Sturm an Palisaden und Holzbauten. Das Schiebefenster vibrierte. Roach warf dem Fenster einen Blick strafender Überlegenheit zu und begann seine Gedanken mit Hilfe von Blei und Notizbuch systematisch zu ordnen.

Jahr des Herrn 1877. April – der 21.

Wir sind erfolgreich gewesen. Die feindlichen Dakota sind vollständig geschlagen, auf die Reservation getrieben.

Roach strich, von seinen eigenen Gedanken geleitet, eine Position in seinem Notizbuch aus, mit geradem, genau abgemessenem Strich, und setzte den Bleistift neu an.

Zweitens streichen wir Samuel Smith, den Major mit Ehre und Gewissen, der die roten Schweine noch gegen mich in Schutz nahm. Er ist gestorben, hat mir endgültig Platz gemacht. Das Verfahren gegen ihn erübrigt sich.

Anthony zog den zweiten Strich, langsam, grausam, mit Genuss. Er war sich der Narbe an seiner rechten Hand bewusst, die von einem Pistolenschuss des verstorbenen Majors herrührte. Nun konnte eben diese Hand den Namen Samuel Smith austreichen. Wieder wurde die Bleistiftspitze angesetzt.

Drittens streichen wir Cate Smith, die Tochter des Majors, ehemals meine Verlobte, ehemals Erbinnte der Mühlenbesitzerin und Witwe Betty Johnson, heute enterbt, entlobt, über-

haupt völlig überflüssig. Wird mit dem nächsten Transport an den Missouri zurückgeschickt ... Roach zog einen achtlosen, nicht ganz geraden Strich.

Viertens ...

Anthony Roach wurde unterbrochen. Die Tür des Kommandantenzimmers, die in den Hof führte, war aufgerissen worden. Der Sturm heulte herein, wirbelte die Zigarettentasche aus dem Becher und fuhr in die mit Pomade gelegte Frisur des Captains. Ein großer Mensch, ganz in Leder gekleidet, betrat den Raum und zog die Tür, der Gewalt des Sturmes entgegen, wieder zu. Mit hörbaren Schritten kam er zu dem Schreibtisch heran. Ohne überhaupt zu grüßen, warf er die Kuriertasche auf die Tischplatte vor Roach hin. Dann ließ er sich auf die Wandbank fallen. Er streckte die Beine aus und holte seine Pfeife hervor.

Der Capt'n in Roach kochte. Anthony Roach wollte sich das jedoch nicht anmerken lassen, sondern Abstand, Ansehen und Ordnung auf leicht gedämpfte Weise wahren. Die verstreute Asche blies er vom Tisch, richtete die Augen wieder auf das Notizbuch und setzte sein bis dahin nur in Gedanken geführtes Selbstgespräch laut fort, in einer Haltung, als ob der andere überhaupt nicht vorhanden sei.

»Viertens streichen wir den gefangenen Indsman.« Er deutete mit der Bleistiftspitze auf einen Deckel, der in den Boden eingelassen war und zu dem Kellerraum unter dem Kommandantenzimmer führte.

»Seit acht Tagen ist der Kerl da unten im Hungerstreik.«

Der Lederbekleidete auf der Wandbank hatte seine Pfeife zum Brennen gebracht, schaukelte sie im rechten Mundwinkel, fing eine Fliege, zerdrückte sie und wies Roach mit einer Bewegung seines starken Kinns darauf hin, dass er weniger reden und lieber die überbrachten Briefe öffnen sollte. Anthony Roach ließ sich von dem andern unwillkürlich bestimmen. Er schloss die Kuriertasche auf, griff zum Brieföffner, schlitzte die Umschläge sehr korrekt auf und entnahm ihnen die Schreiben. Er las genau,

krauste die Nase und strich einen der Bogen auf der eichenen Tischplatte glatt, während er die anderen wieder zusammenfaltete. Das Blut stieg ihm in seine mattfarbenen Wangen.

»Freilassungsbefehl!« Roach zischte das Wort.

Der Lederbekleidete deutete mit dem Daumen auf den Deckel der Kellerluke. »Freilassung? Doch nicht etwa für den da unten?!« Anthony Roach lächelte so erbost wie boshaft. »Und dieses Schreiben bringt mir ausgerechnet Red Fox!«

Der Lederbekleidete sprang von der Wandbank auf, kam zu Roach heran und spuckte seine Pfeife auf die eichene, von einem Brand etwas angekohlte Tischplatte. »Hätt ich gewusst, was da drin steht! Verdammte Waschbärengehirne, Aasfresser! Den ...«, er wiederholte die Bewegung des Daumens in Richtung des Kellerdeckels: »... den ... freilassen?!« Roach steckte sich eine neue Zigarette an. Er war sehr nervös, und der Tabak fing erst beim dritten Versuch Feuer. »Du bist Red Fox! Schrei nicht wie ein Baby!«

Der andere mäßigte seine Lautstärke nicht. »Grün wie Gras sind die Herren in der Stadt an ihrem Schreibtisch! Aber ich kenn die Prarie und den jungen Burschen da unten: Ein Scharfschütze und Messerheld ist das, Jägerblut, Häuptlingsehrgeiz und Rachsucht!« Red Fox stampfte auf.

Anthony Roach weidete sich an der Wut des anderen, die ihm die eigene erleichterte. Er sprach langsam und betonte jedes Wort: »Du hast seinen Alten umgebracht, nicht ich.«

»Aber du, Anthony Roach, hast ihn als Parlamentär gefangen nehmen lassen! Wenn der Bursche noch einmal freigelassen wird, träumst du des Nachts von einem langen Messer, Anthony.«

Roach ließ sich hinreißen. »Lange genug hast du Zeit gehabt, ihm den Garaus zu machen!« Er strich Asche ab und beherrschte sich wieder. »Einen Befehl – führe ich aus. Das weitere ... deine Sache.«

»Leider nicht nur meine, sondern auch seine Sache.« Red Fox versuchte wieder, eine Fliege zu fangen, die ihm aber entkam.

»Wir werden ja sehen. Das eine ist sicher, Anthony Roach: Du lässt mir den Burschen nicht lebend aus dem Keller heraus. Verstanden?« Red Fox holte sich seine Pfeife wieder.

Roach spielte mit leicht zitternden Fingern an seinem Bleistift. »Benimm dich, wie es dir zukommt, du Präriewolf. Noch bin ich Capt'n und du bist nichts. Das Thema ist erledigt. Hole mir jetzt Tobias.«

Red Fox blies Luft durch die Lippen. »... aber zum letzten Mal dein Laufbursche! Der Indianerkrieg ist aus, ich quittiere den Dienst als Scout. Auf der Reservation braucht der Stellvertreter des stellvertretenden Agenten einen tüchtigen Dolmetscher, der mit Crazy Horse und seinen Leuten Dakota sprechen und notfalls noch mal schießen kann. Ich gehe, und den kurznasigen Pitt nehme ich mit mir. Gehab dich wohl, Anthony, in deiner palisadenumringten Hundehütte hier!«

Red Fox klopfte die Pfeifenasche auf die Tischplatte. Seine rötlichen Haare hatten sich im Nacken gestellt wie die eines gereizten Hundes. Er verließ den Raum und knallte die Tür hinter sich zu.

Roach war wieder allein. Er stand auf und ging auf und ab. Die Pfeifenasche auf der Tischplatte erregte als Zeichen der Unordnung seinen Unwillen. Aber es widersprach auch seiner Würde und seiner Ordnungsliebe, so viel Asche wegzublasen. Dieser frech gewordene Spießgeselle! Und derart ungehörige Schreiben! Wie konnten sie überhaupt zustande gekommen sein? Roach hatte auf das Wohlwollen seiner Vorgesetzten vertraut; er hatte gehofft, weiterhin eine schnelle Karriere zu machen.

Der Capt'n ging zum Tisch zurück, faltete die beiden Schreiben, die er wieder zusammengelegt hatte, mit spitzen Fingern auseinander und zog das eine, an einer Ecke anfassend, hin und her wie eine tote Maus am Schwanz. Von Ernennung war in diesem Schreiben nicht die Rede und Versetzung nur zur Agentur ... »Größere Aufgaben« ... Wieder in der Stinkprairie bei den verfluchten Indianern!

Roach steckte die beiden Schreiben in den Umschlag zurück. Er musste diesen sehr merkwürdigen Entscheidungen auf den Grund gehen. Das dritte Schreiben stammte nicht aus Washington und nicht von den Dienstvorgesetzten des Capt'n, sondern von dem Kommandanten des Forts Randall am Missouri, der Roach auf Intrigen eines gewissen Herrn Morris aufmerksam machen wollte. Vielleicht ließe sich an den höchst überraschenden und unangenehmen Befehlen und Entscheidungen doch noch etwas ändern, wenn man die zuständigen Instanzen zu treffender informiere.

Warum Tobias noch nicht kam? Anthony Roach klingelte mit der Glocke, die noch von der Zeit her, als Smith Kommandant gewesen war, auf dem angekohlten Eichentisch stand. Sie hatte Kampf und Brand überlebt, zierlich und dauerhaft wie der Capt'n selbst, und gab in jeder Hand den gewünschten Ton.

Tobias, der indianische Kundschafter, trat ein. Dieser Scout war in den Augen des Capt'n ein Requisit aus vergangenen Tagen, aber auch im Frieden für dies und jenes brauchbar, immer dienstwillig, nicht schwatzhaft. Roach hatte sich an ihn gewöhnt und spendierte ihm des Öfteren Dollars, um sich seiner Ergebenheit völlig zu versichern und selbst auf billige Weise den großen Mann zu spielen.

Der Capt'n setzte sich, steckte die dritte Zigarette an, blies Rauch in feinen Kringeln und lehnte sich wieder zurück. »Tobias! Welcher Idiot kann neuerdings über den verdammten Burschen in unserem Keller geplaudert haben?«

»Nur ein Idiot, Capt'n.«

»Wer ist das, ein Herr Morris?«

»Ein verrückter Maler, Capt'n, der immer Indianer gemalt hat.«

»Der Verrückte mischt sich in Angelegenheiten, die ihn nichts angehen. Hat er auch diesen Harry Tokei-ihito einmal abkonterfeit?«

»Kann sein, Capt'n, kann auch nicht sein. Weiß nicht.«

»Es ist ein Befehl gekommen, dass wir das rote Schwein aus dem Keller laufenlassen sollen. Hol mir den Feldscher!«

»Jawohl, Capt'n!«

»Eine halbe Stunde später Fräulein Cate Smith.«

»Jawohl, Capt'n.«

Tobias führte den Befehl aus und brachte den Feldscher. Captain Roach hatte diesen Sanitäter in schlechter Erinnerung, weil er im vergangenen Frühjahr die durchschossene Hand des damaligen Leutnants Roach nach Meinung des Patienten brutal behandelt hatte. Aber ein solcher Kurpfuscher mochte jetzt gerade nützlich sein.

»Brauche Ihre Meinung über den Gesundheitszustand unseres Gefangenen«, erklärte der junge Kommandant dem Eintretenden. »Tobias, hebe den Bodendeckel auf, lass die Leiter hinunter, und dann troll dich!«

»Wo ist der Schlüssel, Capt'n?«

»Der ... Ach so!« Roach wies auf ein Wandschränkchen. »Dort! Mach auf – ja – links in dem kleinen Kasten. Hast du?«

Tobias hatte den kleinen Schlüssel gefunden. Seit dem missglückten Befreiungsversuch war der Gefangene im Keller unter dem Kommandantenzimmer sehr sicher verwahrt. Die Kellerluke zum Hof hatte Roach vergittern lassen. Der Bodendeckel hatte Scharnier und Vorhängeschloss erhalten. Tobias schloss jetzt das Vorhängeschloss auf und hob den schweren Deckel. Er ließ die Leiter hinunter und entfernte sich dann befehlsgemäß. Roach erhob sich.

Der Feldscher, ein bärtiger Mann, begann als Erster über die Leiter in den Keller hinabzusteigen. Roach folgte ihm, etwas besorgt um seine fleckenlose Uniform. Als der Capt'n den Kellerboden erreicht und die Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, fasste er den gefangenen Indianer ins Auge.

Der Dakota stand aufrecht. Er hatte das Gesicht der Luke zugekehrt, durch die das weißliche Licht vom Hof her nur mit einem Streifen in schräger Bahn eindrang. Den beiden Män-

nern, die in den Keller herunter gekommen waren, drehte er den Rücken zu.

Feldscher Watson trat an den Indianer heran. Der Dakota war um einen Kopf größer als seine beiden Besucher. Er trug noch immer die Kleidung, in der er gefangen genommen worden war, den reich gestickten Rock, Gürtel, Leggings und Mokassins. Sein Haar und seine Lederbekleidung waren über und über von Staub beschmutzt und von Blut besudelt; das verklebt und angetrocknet war. Die Hände waren dem Gefangenen auf den Rücken, eine Kette war ihm einschnürend um die Hüfte geschlossen, die Füße waren so gefesselt, dass er nur kleine Schritte machen konnte. Der Feldscher wunderte sich, dass ein Mensch das Leben in einer solchen Fesselung so lange ausgehalten hatte. Der gesamte Kreislauf und Stoffwechsel musste stocken und der Gefangene Tag und Nacht von Schmerzen, Übelkeit und Schwindel gequält sein.

»He!«, rief Roach den Indianer an.

Der junge Häuptling beachtete den Anruf nicht. Er blieb stehen, mit der Regungslosigkeit eines gefangenen Adlers.

Watson winkte Roach, sich nicht weiter zu bemühen. Er schlug den Rock des Gefangenen über dessen Schultern, sah jetzt wie das ausgemergelte Gesicht und die knöchigen Hände so auch den völlig abgemagerten Körper, der nur durch die harten Muskeln und Sehnen noch dem Druck der Fesseln widerstand. Der Feldscher horchte an Brust und Rücken und spürte dabei die Fieberhitze im Körper. Das Herz ging schnell und unregelmäßig, der Atem konnte nicht mehr frei durch die Lunge ziehen.

»Auf alle Fälle eine beginnende Rippenfell- und Lungenentzündung und das entsprechende Fieber«, unterrichtete der Feldscher den Capt'n. »Auch schwere Bronchitis. Wahrscheinlich bereits Schwindsucht, aber um das festzustellen, müsste ich weitere Untersuchungen vornehmen.«

»Danke! Was Sie sagen, genügt zunächst. Besteht Lebensgefahr?«

»Der Indsman muss unbedingt aus diesen Fesseln und aus dem Keller heraus, sonst tut er in wenigen Tagen seinen letzten Atemzug.«

»Ich habe Sie nicht um Ratschläge gebeten, sondern nach der Diagnose gefragt.«

Watson kehrte sich nicht an diese Zurechtweisung. »Der Indsman scheint ganz ausgedörrt. Warum bekommt er nicht zu trinken?«

»Ich werde befehlen, das künftig nicht wieder zu vergessen.«

»Saubermachen könnte hier auch mal einer. Der Schmutz allein wirkt schon wie eine Folter.«

»Indianer lieben den Dreck. Watson, denken Sie bitte daran, dass es sich hier nicht um einen ehrbaren Häuptling handelt, sondern um einen uns entlaufenen Kundschafter und einen gemeinen Meuchelmörder. Er hat nicht nur Mannschaften, sondern auch Offiziere niedergemacht und hat sich damit durchaus etwas mehr als einen schnellen Tod verdient.«

»Es war Krieg.«

»Rebellion, meinen Sie! Watson, halten Sie sich von den falschen Auffassungen des verstorbenen Majors a. D. Smith fern. Sie könnten sonst Nachteile haben!«

Roach war mit dem Verhalten des Feldschers sehr unzufrieden und brach ab. Er kletterte als Erster wieder die Sprossen hinauf. Der Sanitäter folgte ihm, zog die Leiter hoch und schloss den Deckel. Roach legte den Schlüssel zurück in den kleinen Kasten im Wandschrank. Während der Feldscher ohne weiteres Wort den Kommandantenraum wieder verließ, setzte sich der Capt'n in seinen Armstuhl und entdeckte dabei Cate Smith, die ihm gegenüber an die Wand gelehnt stand.

Er musste sich selbst erst wieder daran erinnern, was er befohlen hatte. »Ah, Fräulein Smith!«

Das Gesicht des Mädchens war blass, ihre Hände schienen blutleer. Sie trug einfache schwarze Kleidung als Zeichen der Trauer um ihren Vater. Ihr Ausdruck war merkwürdig abgewandt.

»Sie sind etwas zu früh gekommen, Fräulein Smith ... Wir haben uns soeben den Gefangenen angesehen, um den Ihr Herr Vater sich damals so ungemein besorgt zeigte.«

Cate antwortete nicht. Sie wartete.

»Fräulein Smith, wir machen es kurz. Setzen Sie sich!« Roach flüchtete sich in einen schulmeisterlichen Ton.

Cate überhörte die Aufforderung und blieb stehen.

Roach spielte mit der Zigarette zwischen den gelben Fingern. Lauernd, etwas unsicher, fuhr er fort: »Sie verstehen ...«

»Allerdings.« Cate sprach das Wort ohne irgendein Zeichen der Erregung über ihren ehemaligen Verlobten.

Roach betrachtete das Mädchen mit widerwilliger Achtung und einer ihm natürlichen Frechheit. »Sie verstehen ...«

»Ich musste vor einem Jahr verstehen lernen, dass Sie ein Schuft sind, Roach. Ihre Intrigen haben meinen Vater das Leben gekostet.« Cates Stimmklang blieb schlicht, ohne Pathos. »Heute weiß ich auch, dass Sie ein kleiner – ein sehr mittelmäßiger Schuft sind. Ich werde gehen.«

Die Bezeichnung »mittelmäßig« war ein Hieb, der traf. Roach versuchte ihn zurückzugeben. »Ausgezeichnet! Ich habe den Transport schon arrangiert. Halten Sie sich in vierzehn Tagen bereit. Eine Erbschaft oder sonstige Versorgung haben Sie als Tochter Ihres Vaters nicht zu erwarten. Vielleicht können Sie als Wäscherin arbeiten oder in welchem Gewerbe es Ihnen sonst zusagt ...«

»Ich brauche Ihre Arrangements nicht, Capt'n.« Das Mädchen wandte den Blick von Roach ab und schaute noch einmal ringsum in den Raum, in dem sich im vergangenen Frühjahr die Szene des Verrats an dem indianischen Unterhändler und der letzte heftige Zusammenstoß zwischen Cates Vater, dem Major Samuel Smith und Red Fox, Anthony Roach sowie dessen Gönner, dem Obersten Jackman, abgespielt hatte. Damals hatte in diesem kahlen Raum noch kein Armstuhl gestanden. Roach hatte die Wandbank an der einen Seite des Eichentisches her-

ausreißen lassen, um seinen Stuhl aufzustellen. Das ganze Fort schien von Roachs Tun und seinem Atem vergiftet. Sie verließ den Raum. Der Sturm hatte etwas nachgelassen. Cate nahm das Schultertuch über den Kopf und ging über den Hof zu dem großen Tor im Palisadenring. Die Torwache ließ das Mädchen ohne weiteres hinaus. Die Wachen waren gewöhnt, dass Cate täglich das Grab ihres Vaters draußen vor den Palisaden aufsuchte. Das tat sie auch heute. Es war ein schlichtes Grab, ohne Blumen, ohne Kranz. Das Mädchen blieb bei dem Holzkreuz stehen. Ihre Schultern, ihr Kopf waren schon von Schneeflocken besetzt. Sie schaute irgendwo hin. In Wahrheit sah sie ihre Umgebung nicht, sondern nur Bilder der Erinnerung an ihren Vater.

Als Tobias sie aufschreckte, waren ihre Hände kalt geworden, und sie spürte auf einmal, dass der Frost schon ihren ganzen Körper schauern ließ.

»Geht hinein, Miss Cate.« Der Kundschafter sprach wie ein älterer Bruder zu dem Mädchen. »Es gibt eine wichtige Nachricht. Heute Abend komme ich zu Euch. Ihr müsst uns helfen.«

»Gut, Tobias.«

Cate begab sich wieder in das Fort und in ihre Kammer. Es war die Kammer, in der ihr Vater gestorben war. Sie nahm eine Näharbeit zur Hand. Es gab noch dies und jenes zu richten, wenn sie das Fort bald ganz verlassen wollte. Als sie des Nähens müde wurde, räumte sie die Arbeit beiseite. Sie betrachtete das Bild, das sie sich von dem Grab ihres Vaters gezeichnet hatte, und holte dann einen wohlverwahrten Brief hervor. Die Handschrift war ungelentk, aber deutlich. Es war der Brief des Raureiters Adams, der zu Samuel Smith gehalten und den verratenen Indianer hatte befreien wollen. Er hatte mit seinen guten Gesellen Thomas und Theo zusammen vor Roach fliehen müssen. In dem Brief stand, dass Cate auf weitere Nachricht warten sollte. Adams wollte ihr beistehen, sobald sie das Fort verlassen

würde. Der Brief war vor Monaten geschrieben. Tobias hatte ihn damals heimlich überbracht. Ob Adams auch jetzt noch an Cate dachte?

Das Mädchen holte sich neue Arbeit hervor. Der Tag schien ihr lang, weil sie wartete. Aber auch dieser Tag ging vorüber. Matt glitzernd fielen noch einige Flocken vom wolkenverhangenen Himmel zur dunkel gewordenen Erde. Cate hörte, wie die Mannschaften Essen fassen gingen, ein paar Worte und Rufe, schwere Schritte, dann wurde es ganz still. Das Mädchen hatte die Lampe nicht entzündet, sie wartete im unbeleuchteten Zimmer auf Tobias.

Endlich öffnete sich die Tür, und der Kundschafter trat lautlos ein. Er drückte sich, weitab vom Fenster, an die Wand. Cate zog den Vorhang zu.

»Was sagt Watson über den Dakota?«, fragte Tobias. »Ihr müsst es mit angehört haben. Der Bodendeckel war offen. Ihr seid schon im Kommandantenzimmer gewesen, während Watson und Roach bei dem Gefangenen im Keller waren.«

»Du brauchst mir das nicht nachzuweisen, Tobias. Ich sage dir, was ich gehört habe. Warum sollte ich es vor dir verschweigen? In wenigen Tagen stirbt Tokei-ihto, wenn er gefesselt im Keller bleibt. Sie wollen ihm jetzt wenigstens wieder zu trinken geben.«

»Der Freilassungsbefehl ist da. Morris, der Maler, hat dafür gekämpft. Er kannte Harry Tokei-ihto schon als Knaben im Zelt seines Vaters. Roach will mit einem Handschreiben rückfragen, um Zeit zu gewinnen und Lügen zu verbreiten. Ich bin der Bote, und ich kenne die weißen Männer. Ein Befehl ist ein Befehl, und einen schriftlichen Befehl heben sie niemals mehr auf. Sie werden den Freilassungsbefehl bestätigen und Roach zurechtweisen.

»Aber vorher stirbt Tokei-ihto.«

»Ein Indianer stirbt, wenn er sterben will. Cate, Ihr Vater hatte dem Häuptling vor den Verhandlungen verbürgt, dass

er dieses Fort wieder frei verlassen kann. Ihr müsst Tokei-ihito sagen, dass der Befehl, ihn freizulassen, da ist. Dann wird der Häuptling leben wollen.«

»Ich soll es ihm sagen?«

»Ja. Ihr! Ihr seid die Einzige, die einen zweiten Schlüssel zum Kommandantenzimmer besitzt. Bei Eures Vaters Sachen müsst Ihr ihn gefunden haben.«

»Das ist wahr. Ich kann ihn dir geben.«

»Nein. Ich muss mit Roachs Brief nach Randall reiten; mein Mustang steht bereit. Ich habe schon viel Zeit verloren, um noch vorher mit Euch zu sprechen. Geht Ihr selbst des Nachts in das Kommandantenzimmer und steigt in den Keller hinunter. Der Schlüssel für die Bodenluke liegt im Wandschrank, das habt Ihr auch gesehen. Wenn Euch jemand trifft, so sagt, der Geist Eures Vaters habe Euch gerufen und verfolge Euch. Niemand wird Euch bestrafen, wenn etwas fehlgeht. Man wird Euch wegschicken, das ist alles und nicht mehr, als Euch sowieso bevorsteht. Aber des Gefangenen wegen müsst Ihr vorsichtig sein. Roach sucht nach einem Grund, den Dakota zu töten, ehe er ihn freilassen muss.«

»Tobias! Nicht nur Roach schläft in seiner Kammer über dem Keller. Im Kommandantenzimmer hält ein Mann Wache!«

»Aber nicht heute Nacht. Ich habe den Burschen wissen lassen, dass er sich heute Nacht fernzuhalten hat, weil Roach es so wünsche und Euch einmal des Nachts bei sich empfangen wolle, ehe Ihr abreist.«

»Tobias! Bist du wahnsinnig geworden!«

»Das Kommandantenzimmer ist heute Nacht leer. Ihr könnt dessen gewiss sein. Ihr habt den zweiten Schlüssel. Niemand wird Euch aufhalten.«

Der Kundschafter konnte nicht wissen, was in Cate vorging, und in der Dunkelheit ihr Mienenspiel nicht beobachten.

»Ich wage es«, sagte sie aber endlich. »Mein Vater würde wünschen, dass ich es tue.«